

## Das deutsche Pluralsystem Strukturelle Diachronie

Von Otmar Werner

O. Ein Ausländer, der dabei ist, Deutsch zu lernen, hat es bekanntlich nicht leicht. Die vielerlei Schwierigkeiten, mit denen er es zu tun bekommt, könnte man einteilen in relative und absolute Schwierigkeiten:

Daß es für einen Engländer schwierig ist, das deutsche *dick* und *dich* zu unterscheiden, liegt daran, daß im Englischen eine solche Opposition /k/ – /x/ fehlt; für einen Serben, der einen Unterschied macht zwischen *bik* ‚Stier‘ und *bih* ‚ich wäre . . .‘, ist das kein Problem. Umgekehrt ist es für den Engländer leicht, die deutsche Vokabel *wundervoll* zu behalten, weil er eine ähnliche Vokabel *wonderful* in seiner Sprache hat. Für den Serben ist dieses lange Wort schwieriger, weil er mit seiner Muttersprache noch nichts Entsprechendes vorgelernt hat. Derartige Schwierigkeiten ergeben sich also jeweils aus dem Grad typologischer oder genetischer Verwandtschaft zwischen der bereits beherrschten und der zu erlernenden Sprache; sie sind somit relativ.

Nun gibt es aber noch einen anderen Typ von Schwierigkeiten, der dem Engländer und dem Serben gleich viel Mühe bereitet, weil die Schwierigkeiten im System der Sprache selbst liegen und nicht erst beim Sprachvergleich zu Tage treten. Das Deutsche ist besonders reich an derartigen absoluten Schwierigkeiten.

Ganz allgemein könnte man sagen: Eine Sprache ist – absolut gesehen – um so schwieriger, je mehr Regeln nötig sind, sie vollständig zu beschreiben. Oder umgekehrt: Eine Sprache ist um so einfacher, je konsequenter, genereller sie eingerichtet ist.

Das möchte ich an einem Teilbereich zeigen: An dem Verhältnis zwischen dem Morphem und seinen Allomorphen und an den Regeln für die Verwendung der Allomorphe. Ein Musterbeispiel bietet die Pluralbildung des deutschen Substantivs und deren Vorgeschichte.<sup>1</sup>

## 1. Das System des Neuhochdeutschen

Die heutige deutsche Pluralbildung stellt eines der schwierigsten Kapitel der deutschen Grammatik dar, und zwar aufgrund folgender Gegebenheiten:

1.1. Für die eine Bedeutung „Plural“ gibt es nicht nur ein phonemisches Zeichen – was vom ökonomischen Standpunkt aus das einfachste wäre –, sondern eine ganze Reihe mehr oder weniger unterschiedlicher Zeichen. Das können wir uns an folgenden Beispielen vergegenwärtigen:

UL+er, -er, UL+e, -e, -en, -n, -s, UL, Ø  
*Männ-er Leib-er Gäst-e Tag-e Strahl-en Funke-n Echo-s Väter Lehrer*  
 (UL ist als „Umlaut“ und Ø als „Null“ zu lesen.)

Dabei handelt es sich hier nur um eine Art Zentralsystem; die vielerlei Zeichen sind bereits weggelassen, die auf (einstige) Fremdwörter oder singuläre Suppletiv-Fälle eingeschränkt (*die Atlanten, die Bauten*) einen Peripherbereich bilden. Inwieweit man das Plural-s zum Zentralsystem rechnen darf, wird uns noch beschäftigen.

Wir haben es also mit 9 sehr verbreiteten, sagen wir, Normalfällen zu tun, wobei ich aber die phonemisch ja auch verschiedenen Umlaute (*Vater–Väter, Mutter–Mütter . . .*), im ganzen 7, bereits als Einheit zusammengefaßt habe.

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz geht auf einen Gastvortrag in Oxford, London, Nottingham, Newcastle, Mai 1966, zurück. Von einer stark überarbeiteten Fassung habe ich einen Teil bei der Tagung der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten in Bochum, Oktober 1967, vorgetragen („Die deutschen Pluralzeichen strukturell betrachtet“), den anderen Teil 1968 bei der Jahrestagung in Mannheim. Ich möchte dem Herausgeber, Herrn Prof. Hugo Moser, sehr danken für den vollen Abdruck im vorliegenden Band.

Die automatischen Distributionsregeln der nhd. Plural-Allomorphe:

Sg. Pl.		-e	∅	UL+e	UL	-en	-n	UL+-er	-er	-s
∅	m	Tage	—	Gäste	—	Strahlen	—	Männer	Leiber	Sputniks
	n	Jahre	—	Flöße <sup>1</sup>	—	Herzen	—	Wörter	Rinder	Hochs
	f	Kenntnisse	—	Nächte	—	Frauen	—	—	—	Loks
-e	m	—	Käse <sup>1</sup>	—	—	—	Funken	—	—	
	n	—	Gebirge	—	—	—	Augen <sup>2</sup>	—	—	
	f	—	—	—	—	—	Wochen	—	—	
-er	m	—	Lehrer	—	Väter	—	Bauern	—	—	
	n	—	Zimmer	—	Klöster <sup>1</sup>	—	—	—	—	
	f	—	—	—	Mütter <sup>2</sup>	—	Mauern	—	—	
-el	m	—	Flegel	—	Nägel	—	Stacheln	—	—	
	n	—	Bündel	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	Nadeln	—	—	
-en	m	—	Spaten	—	Schäden	—	—	—	—	
	n	—	Eisen	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	—	—	—	
-a -i -o -u	m	—	—	—	—	—	—	—	—	Uhuh Echos Muttis
	n	—	—	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	—	—	—	
		—	—	—	—	—	—	—	—	
UL-fähig		+	+	+	+	+	+	+	—	+
		(—e)		UL(+e)		(—e)n		(UL+—)er		

<sup>1</sup> bzw. <sup>2</sup> zeigt an, daß es nur ein bzw. zwei Substantive dieses Typs gibt.

In der schon traditionell gewordenen strukturalistischen Terminologie könnten wir sagen: Dieses eine Morphem {,Plural'} umfaßt 9 (bzw. 15, bzw. mit dem Peripherbereich noch mehr) Allomorphe. Oder umgekehrt formuliert: Aus der unüberschaubar großen Zahl der kleinsten bedeutungstragenden Elemente des Deutschen, der Morphe, lassen sich diese 9 unter dem Gesichtspunkt der gleichen Kombinationsregeln (an Substantive gebunden) und derselben Bedeutung (die man wiederum mit Kombinationsregeln ausdrücken kann) zu einer Morph-Klasse, zu einem Morphem, zusammenfassen.<sup>2</sup>

Ich sage das deshalb so ausführlich, weil man in deutschsprachigen Texten vielfach den Terminus „Morphem“ anstelle von „Morph“ oder „Allomorph“ verwendet findet, wodurch er m. E. wieder seinen Sinn verliert.

1.2. Für die Distribution dieser Allomorphe auf die verschiedenen Substantive gibt es zunächst eine Reihe von sog. automatischen Regeln, Einschränkungen in der Kombinierbarkeit, die von der phonemischen Gestalt der Substantive (im Singular) abhängen:

a) Den offensichtlichsten Fall stellen die Allomorphe mit Umlaut dar: Sie sind nur bei bestimmten Wurzelvokalen (bei *a, o, u, ā, ō, ū, au*) möglich, und jeder dieser Vokale wählt jeweils nur einen Umlaut für den Plural aus.

b) Sodann spielt der Ausgang des Substantivs eine Rolle:

So kann z. B. ein Substantiv, das im Singular auf eine starktonige Silbe oder auf eine schwachtonige Silbe mit *a, i, o, u* + Konsonanz endet (wie z. B. *Tag, Kenntnis*), niemals die Pluralzeichen  $\emptyset$ , UL, *-n* erhalten.

Das geht aus der Zeile 1 der Matrix S. 94 hervor, in der ich waagrecht die verschiedenen Plural-Allomorphe in einer gewissen vorsorglichen Ordnung eingetragen habe und senkrecht die verschiedenen phonemischen Merkmale der Singular-Formen, die Einfluß auf die Wahl des Plural-Allomorphs haben. Anstelle der schematisch allein notwendigen Plus (+) und Minus (-) wurden zur Veranschaulichung anstelle von Plus zumeist Beispielwörter eingetragen.

Oder (Zeile 2): Ein Substantiv auf schwachtonig *-e* kann nur die Allomorphe  $\emptyset$ , *-n* erhalten (*Käse, Funke-n*), keine anderen.

<sup>2</sup> Zu der Methode und Terminologie vgl. man z. B. Hockett 1958, Gleason 1961, ferner die Beiträge von Harris 1942, 1946, Hockett 1947, 1954, Bloch 1947, Nida 1948, Lounsbury 1953 in der Aufsatzsammlung von Joos 1958. Die Anwendung auf die Diachronie hat vor allem Hoenigswald 1961 theoretisch erarbeitet; lernbuchartig einführend ist Lehmann 1962.

Oder (Zeile 3): Substantive auf *-er* können  $\emptyset$  (*Lehrer*) oder UL (*Väter*) oder *-n* (*Bauern*) erhalten.

Ferner: Ein Substantiv mit umlautfähigem Vokal kann sich niemals mit bloßem *-er* verbinden.

Ich habe außerdem – wenn auch nach langem Zögern<sup>3</sup> – das Plural-*s* in dieses Schema aufgenommen, u. a. aus einem der hier zu nennenden Gründe: Endet nämlich ein Substantiv, gleich welcher Herkunft oder Stilebene, auf schwachtoniges *a, i, o, u* (also nicht auf [-ə]), so ist das *-s* das allein mögliche hochsprachliche Pluralzeichen. Man muß aber dazu feststellen: So wie die Wörter auf *-a, -i, -o, -u* erst aus der Peripherie ins Zentralsystem hereingekommen sind – *Sofa, Echo* waren z. B. Fremdwörter, *Uhu* kam durch Onomatopoesie zustande, *Mutti* entstammt einer regionalen Kindersprache –, so ist auch das Plural-*s* erst seit einiger Zeit ein Teil des Zentralbereichs geworden.

Die Zugehörigkeit zum Zentralbereich wird durch ein zweites Argument besonders deutlich: Die Produktivität, d. h. die Verwendung bei Substantiven, die erst neu aufgekommen sind, sei es durch Substantivierung (*die Hochs*), durch Abkürzung (*Loks, PKWs*) oder Entlehnung (*Sputniks*). Die verbleibenden Fälle, die Lehn- und Fremdwörter aus Dialekten und anderen Sprachen, die das *-s* als ihr Pluralzeichen schon mitgebracht haben (*Wracks, Jungs, Abonnements, Parties*) oder es nur auf einer regional-umgangssprachlichen Ebene mit sich führen, wären allein kein Grund gewesen, das *-s* in das Zentralsystem einzubeziehen, so wenig wie die Pluralzeichen bei *Spätzli, Atlanten, Soli*. Deshalb habe ich auch Fälle wie *Kumpels, Mädels* nicht in die Matrix bei *-el* eingetragen.

Für die Wahl des Pluralzeichens von Einfluß, könnte man ganz allgemein sagen, sind im Neuhochdeutschen die schwachakzentuierten letzten Silben oder deren Fehlen und der Wurzelsvokal. Das ist, verglichen mit anderen Sprachen und Sprachstufen, durchaus keine Selbstverständlichkeit.

Dieser Einfluß der Phonemik geht sogar so weit, daß er – das *-s* ausgenommen – jeweils von zwei Zeichen eines eindeutig auswählt. Wenn man die Matrix als Ganzes überschaut, kann man feststellen, daß in den beiden ersten Spalten (mit dem Plural auf *-e* oder  $\emptyset$ ) entweder in der linken oder in der rechten Spalte ein Plus (eine Eintragung) steht, daß unter

<sup>3</sup> Vor allem in diesem Zusammenhang habe ich Herrn Prof. Peter von Polenz sehr zu danken für seine eingehende Beschäftigung mit meinem Thema und für seine Änderungsvorschläge.

denselben phonemischen Bedingungen niemals beides, *-e* und  $\emptyset$ , in Frage kommt; die Allomorphe *-e* und  $\emptyset$  sind also nach Maßgabe der Phonemik supplementär distribuiert. Und dasselbe Verhältnis besteht in den beiden nächsten Spalten zwischen *UL+e* und *UL*, sodann zwischen *-en* und *-n* (ein Unterschied, den die gesprochene Sprache mit [štrǎlg, fuŋkp] ohnehin kaum mehr macht) und schließlich zwischen *UL+er* und *-er*, wo die Umlaufähigkeit über die Wahl des Zeichens entscheidet.

Daß man gerade *-e* und  $\emptyset$ , *UL+e* und *UL* usw. zusammenfaßt und nicht etwa *-e* und *UL* usw., was theoretisch genauso gut möglich wäre, beruht auf der phonemischen Ähnlichkeit der jeweiligen Varianten, vor allem bei (*UL+*)*-e*, *-(e)n*, (*UL+*)*-er*, so daß nur noch *-(e)* verbleibt; zudem wird dabei – stillschweigend – Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte dieser Zeichen genommen.

Diese Abhängigkeiten und die Reduktion auf die 4 „Flexive“, wie ich sie bei der Matrix unten mit Hilfe der Klammern angezeigt habe, sind in amerikanischen Handbüchern, weitgehend schon bei Curme 1922, S. 70, 80, dann bei Kufner 1962, S. 55, beschrieben; dann hat sie Bech 1963 nochmals eingehend formuliert.

Die noch weitergehende Behauptung Koekkoeks 1965, S. 606–09, der Umlaut sei in jedem Falle „submorphemisch“, weil er durch die Umgebung bedingt sei und weil es neben *Schaden* – *Schäden* auch *Spaten* – *Spaten* gäbe, erscheint mir dagegen unzutreffend oder zumindest methodisch unglücklich. Nicht ohne Grund fehlt bei den Femininen das  $\emptyset$ -Allomorph, während *UL* als Allomorph da ist (s. S. 94); die Syntax trägt eben hier nicht in allen Kasus die Numerus-Option. Was soll in den Sätzen *er fragte die Tochter* – *er fragte die Töchter* „be handled in syntax, not morphology“ (S. 608)?

Diese Betrachtungsweise erscheint mir ebenso unzweckmäßig, wie wenn man in engl. *want* – *wanted* das *-ed* als submorphemisch erklärt, weil es parallel dazu *put* – *put* gibt. Weshalb soll man, weil es einige wenige  $\emptyset$ -Fälle, d. h. Homophonien, gibt, bei den anderen nicht-homophonen Fällen den vorhandenen phonemischen Unterschied als submorphemisch erklären?

Einen interessanten Versuch, zu einem möglichst einheitlichen Pluralsystem zu kommen, das auch die meisten Lehnwörter einbezieht, hat Beeler 1957/58 unternommen. Er setzt, soweit notwendig, einen eigenen Pluralstamm an, an den dann erst die – nun stark vereinfachten – Plural-Allomorphe treten (*Bäum-e*, *Muse-en*).

1.3. Längst bekannt, wenn auch m. W. nirgends in seinem genauen Umfang knapp zusammengestellt, ist der Befund, daß im Deutschen außerdem zwischen den syntaktischen (Kongruenz-)Regeln, die wir „Genus“

nennen, und der Wahl der Plural-Allomorphe gewisse Abhängigkeiten bestehen. Aus der Matrix ist abzulesen, daß es in dieser Hinsicht verschiedene weitere Einschränkungen gibt, am meisten systematisch bei den Femininen: Ein Feminin auf  $\emptyset$  kann niemals (UL+)-er annehmen, kein Feminin kann  $\emptyset$  als Pluralzeichen annehmen, bei Femininen auf -el kommt nur -n in Frage, Feminina auf -en im Singular gibt es nicht.<sup>4</sup>

Damit haben wir z. T. schon Fälle erreicht, in denen nur noch ein Zeichen als zutreffend übrig bleibt: beim Typ *Wochen, Nadeln und Bündel, Eisen*.

Einige weitere Fälle von Eindeutigkeit wären noch zu erreichen, wenn wir diejenigen Fälle herausnehmen würden, bei denen es für das eine Genus nur ein oder zwei Beispielwörter gibt; so hätte z. B. ein Maskulinum auf -e im Plural stets -n, wenn wir von *Käse* absehen. Es ist sicher sinnvoll, auch diesen quantitativen Gesichtspunkt einzubeziehen – vor allem für das Spracherlernen. Das hier zu erklärende System ist aber, synchron gesehen, von der unterschiedlich starken Stellenbesetzung unabhängig; es ändert sich erst dann, wenn eine Stelle eines Tages restlos aufgegeben oder eine neue Stelle mit einem Wort eröffnet werden sollte.

Daß gerade das Feminin so wählerisch ist, daß es sich niemals mit  $\emptyset$  als Pluralzeichen begnügt, hängt übrigens damit zusammen, daß hier der Artikel im Singular und Plural weitgehend gleich ist (außer im Dativ): *die Frau – die Frauen* . . . Damit rühren wir an die wichtige Feststellung, daß im Deutschen die Plural-Kennzeichnung nicht allein Sache des Substantivs ist; erst dadurch, daß der Artikel, das Demonstrativpronomen, das Adjektiv, das Possessivpronomen, das Verbum (künftig abgekürzt als: „Artikel . . .“) weitgehend an der Singular-Plural-Opposition teilnehmen, sind ja auch die  $\emptyset$ -Plurale der Maskuline und Neutren tragbar.

Eine vollständige Morphemik müßte also hier in die Syntax übergreifen und das Zusammenspiel der genannten Wortarten im einzelnen feststellen. Die generative Grammatik würde ja ohnehin alle Morphemik erst aus der Syntax hervorbringen und die Streitfragen zu „morphemisch“ – „submorphemisch“ weitgehend in bloße Reihenfolgen von Regeln auflösen. Weitgehend haben wir aber im Deutschen für den Plural ein geschlossenes System der Substantivflexion, das die vorgenommene taxonomische Behandlung erlaubt oder zumindest als eine Teillösung zuläßt.

<sup>4</sup> Falls man nicht eine Substantivierung wie *die Sieben* einbeziehen will.

Die Abhängigkeiten des Plural-Allomorphs vom Genus sind so generell, daß wir beides, die phonemischen und syntaktischen Regeln, als automatische Selektionsmöglichkeiten zusammenfassen können.

1.4. Diese – bereits sehr komplizierten – automatischen Regeln selektieren aber nur in wenigen Fällen ein einziges Allomorph. Zumeist bleiben immer noch mehrere übrig: z. B. kann ein Feminin auf  $\emptyset$  im Plural die Zeichen *-e*, *UL+e* oder *-en* erhalten (*Kenntnisse*, *Nächte*, *Frauen*); ein Maskulin auf *-er* kann sich entweder wie *die Lehrer* oder *die Väter* oder *die Bauern* verhalten. Welches dieser verbleibenden Plural-Zeichen tatsächlich zutrifft, ist nicht mehr Sache der Phonemik oder Syntax, sondern der Lexemik; das hängt ganz vom einzelnen Substantiv ab – nicht mehr von gemeinsamen Merkmalen der verschiedenen Substantiv-Gruppen – und muß von unseren Ausländern wortweise oder in unterschiedlich langen Listen gelernt werden.

Die Termini „Morphem“ und „Lexem“ sollen hier so verwendet werden, daß Morpheme alle kleinsten bedeutungstragenden Einheiten umfassen; die Lexeme bilden davon diejenige Teilmenge, deren Bedeutungen zweckmäßigerweise nicht von der generalisierenden Grammatik umschrieben werden, sondern dem Lexikon überlassen bleiben. Diese pragmatische Definition ist nicht frei von Problematik (u. a. weil ein strukturelles Lexikon eben auch soweit wie möglich seine semantischen Angaben generalisieren sollte). Sie hilft aber, einen in der deutschsprachigen Literatur häufig zu lesenden oder unterschwellig vorausgesetzten Irrtum vermeiden: daß die „Lexeme“ Bedeutungen trügen, also den Dingen der außersprachlichen Welt zugeordnet seien, daß die „Morpheme“ (die Endungen, Ableitungssuffixe, Pronomina . . .) dagegen nur „Funktion“ hätten, nur Signale für die innersprachliche Ordnung seien. ‚Plural‘, ‚Konjunktiv‘, ‚männlich‘ (*er* statt *sie*), *bringen* (in *zum Abschluß bringen*) haben selbstverständlich auch mit Außersprachlichem zu tun und tragen genauso „Bedeutungen“.

Daß bisweilen bei ein und derselben Singularform tatsächlich mehrere der automatisch möglichen Plural-Allomorphe verwendet werden, sind unterschiedliche Sonderfälle, die keinerlei Vereinfachung des Systems bedeuten.

Entweder sind mehrere regionale Varianten als hochsprachlich akzeptiert (*die Kragen* – *die Krägen*); keinerlei generelle Merkmale zeigen an, bei welchen Substantiven das der Fall ist.

Oder es liegt Bedeutungs differenzierung vor (*die Worte* – *die Wörter*, *die Mütter* – *die Muttern*); dann muß man synchron zwei verschiedene



Lexeme ansetzen, die nur die Besonderheit haben, daß sie im Singular homophon sind.

Diachron könnte man als Regel formulieren: Verbindet sich mit einem phonemischen Unterschied ein Unterschied in (zumindest) einem semantischen Merkmal, so tritt Morphem-Spaltung (meist Lexem-Spaltung, „Wortspaltung“) ein. Das Eigenartige ist, daß sich mit den doppelten Plural-Allomorphen nun nicht etwa eine Differenzierung in der Bedeutung ‚Plural‘ verbindet (etwa ‚Plural‘ – ‚Dual‘), sondern in der Bedeutung des vorangehenden Lexems. Morphe sind definiert durch ihre (u. U. unterbrochene) Phonemfolge und durch die Kombinationsregeln dieser Folge. Die Regel für die Kombination mit dem Plural-Allomorph kann also mit zur Definition eines Lexems gehören (ebenso wie die Genus-Kombinationsregeln in *der See* – *die See*).

1.5 Das nhd. Verteilerschema möchte ich nicht verlassen, ohne noch ein naheliegendes Argument allgemeiner Art aufzugreifen: Bietet diese Darstellung denn etwas Neues? War uns das nicht alles schon bekannt?<sup>5</sup> In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, auch auf einige unserer neueren Standard-Grammatiken einen kurzen Blick zu werfen.

Zunächst darf man allgemein feststellen, daß die einzelnen Fakten einer muttersprachlichen Grammatik selbstverständlich alle schon von vornherein bekannt sind. Neu ist nur das jeweilige Verfahren, die Fülle der Fakten zu klassifizieren, d. h. nach gemeinsamen und unterschiedlichen Merkmalen zu ordnen. Die anzustrebende vollständige und möglichst einfache Beschreibung ist bei der Grammatik keine sekundäre Außerlichkeit, sondern ihre zentrale Aufgabe.

Es fällt vor allem auf, daß ich die Numerus-Opposition unabhängig von den Kasus-Oppositionen behandelt habe. Die Berechtigung sehe ich darin, daß der Plural in der nhd. Substantivflexion seine eigenen, nur ihm zugeordneten Morphe hat, deren phonemische Gestalt zudem von den Kasusveränderungen nicht beeinflußt wird. Kasus und Numerus sind nicht – wie etwa im Lateinischen oder Althochdeutschen – in denselben Morphen unauflösbar vereinigt. Wenn man für das Neuhochdeutsche Kasus/Numerus als flexivische Einheit behandelt, so ist das – jetzt allerdings etwas übertrieben formuliert – ähnlich unpassend, wie wenn man von einer nhd. Diminutiv/Kasus-Flexion sprechen würde (*Haus*, Dim. G.

<sup>5</sup> Für das Folgende verdanke ich viele Anregungen den Diskussionsrednern bei der Tagung in Bochum.

*Häus-chens*). Denn ein Substantiv kann zunächst mit einem Diminutiv-Suffix bzw. mit einem Numerus-Suffix versehen werden und dann, darüber hinausgehend, Kasuszeichen (weitere Suffixe am Substantiv oder am Artikel . . .) erhalten.

Eine gewisse Abhängigkeit besteht nur umgekehrt, insofern als bei den Kasuszeichen zumeist unterschiedliche Allomorphe nach Maßgabe des Numerus ausgewählt werden; beim Dativ z. B. in *de-m Mann-e* – *de-n Männer-n* /-m . . . -e/ und /-n . . . -n/. Solche Differenzen stützen – aber nur redundant – den Numerus.

Hier muß man aber sogleich hinzufügen, daß es doch einige wenige Stellen gibt, an denen eine Kas./Num.-Überlagerung besteht; diese Stellen liegen allerdings außerhalb der hier behandelten Substantivsuffigierung. Einmal wird bei den Ø-Pluralen im Artikel . . . zusammen mit dem Kasus auch der Numerus bezeichnet (*die Lehrer*). Zum anderen besteht bei der verbliebenen sog. schwachen Deklination Homophonie zwischen dem Pluralsuffix und den Suffixen des G. D. A. Sg.; auch hier schafft erst der Artikel . . . für beides gleichzeitig Eindeutigkeit (*dem Herzen* – *die Herzen*).

Bech 1963 folgend habe ich eine erste durchgehende Auswahl aus den Plural-Allomorphen dem Ausgang (und dem Wurzelsvokal) der Singularform überlassen. Das weitere Kriterium Genus wurde untergeordnet, weil es eine weitaus weniger generelle Auswahl trifft, am konsequentesten noch bei den Femininen. Es hat sich ferner gezeigt, daß gewisse Rangfolgen für die Selektionswirkung der Kombination Ausgang/Genus bestehen: Mask. – Neutr. – Fem. und Ø, -e, -er, -el, -en selektieren mit zunehmender Wirkung. Die Ausgänge -er, -el, -en bilden also keine einheitliche Bedingung, wie es die meisten Grammatiken darstellen.

Ich meine, daß es für eine Grammatik gut ist, wenn sie alle diese stark generellen Abhängigkeiten zunächst einmal knapp und einheitlich darstellt – etwa in einer Matrix – und erst dann auf zusätzliche Regeln kleineren Ausmaßes (z. B. können an die Stelle von *Gebirge* nur noch andere *Ge*-Ableitungen treten), auf die Fülle der Beispiele und auf die Sonderfälle außerhalb des Schemas eingeht.

Von den eingesehenen Grammatiken hat die von Fourquet 1952 (S. 33–38) als einzige die Numerusflexion weitgehend von der Kasusflexion konkret abgehoben mit dem Ansatz eines *radical de pluriel* (*Sohn* – *Söhne*). Diese Plural-Radikale umfassen also auch das gesamte Pluralzeichen und nicht wie Beelers

Stämme alles bis auf das eigentliche Pluralsuffix (*Söhn-*). Bewundernswert ist Fourquets knappe Darstellung, etwa das Schema für das Genus.<sup>6</sup>

Glinz 1952 (S. 148–54) handelt zwar eigens vom Numerus, allerdings nur von seiner „inneren Form“, nicht von seinen „Klangbildern“ (1965 „Wortkörpern“). Brinkmann 1962 geht wohl auf die „Gestalt“ ein, indem er (S. 8–12) 6 Formklassen nach den Pluralzeichen aufstellt und Genera, Kasusbildungen dazu angibt. Wenn er aber dann partout nach „Leistungen“ sucht und zu weiteren Zuordnungen wie „bäuerliche Welt“, „dauernde Erscheinungen des menschlichen Daseins“, „Objektsbegriffe“ kommt, so wird es m. E. unergiebig, weil es eben für die einzelnen Pluralzeichen keine generalisierbaren semantischen Merkmale oder Oppositionen gibt (sonst wären sie übrigens Morpheme und nicht Allomorphe).

Erben 1966 behandelt zunächst die Kasus und kommt dabei (S. 112) auf den Numerus als eine weitere Untergliederung zu sprechen. Später (S. 134–43) werden dann, nach der Singularflexion und den Genera gegliedert, die Pluralzeichen aufgeführt (wobei der Umlaut nur in Fußnoten erscheint).

Jørgensen 1966 hat zwar auch die Kasus- und Numerusflexion eng verbunden; er kommt aber dabei mit dem Prinzip, zunächst die generellen Merkmale hervorzuheben und möglichst erst dann die Einzelheiten folgen zu lassen, zu einer wohlthuenden Übersichtlichkeit und Vollständigkeit.

Die Duden-Grammatik von Grebe 1966 gibt zunächst volle Kasus/Numerus-Paradigmen. Als dann gesondert auf den Plural eingegangen wird, erhalten – dem spezifischen Anliegen entsprechend – die Sonder- und Zweifelsfälle allerdings mehr Explikation als der Zusammenhang des Zentralsystems.

## 2. Das System des Indogermanischen

Die Pluralbildung beim nhd. Substantiv ist deshalb so schwierig, weil das eine Morphem viele Allomorphe hat und die Distributionsregeln für diese Allomorphe sehr kompliziert, d. h. sehr wenig generalisiert sind.

Wir geben uns aber damit nicht zufrieden; wir möchten wissen, warum es denn so viele Allomorphe gibt und warum die Regeln so kompliziert sind – a priori, und wie wir von anderen Sprachen her wissen, wäre das doch alles nicht nötig.

Um darauf eine relativ befriedigende Antwort zu finden, bleibt uns nichts anderes, als nach der Entstehung zu fragen, also historische Gram-

<sup>6</sup> Nebenbei: S. 35, Z. 1–5, enthält eine Unstimmigkeit: Z. 2 muß auch *-n* (nicht *-en*) stehen, und die beiden Sätze müssen somit wohl verbunden werden.

matik zu treiben. Wir müssen dabei zunächst so weit zurückgehen, bis wir auf ein System treffen, das diese Komplikationen nicht hat (vielleicht aber ganz andere); in unserem Falle heißt das bis zum Indogermanischen. Sodann können wir auf dem Weg zur heutigen Sprache beobachten, seit wann und wodurch die verschiedenen Komplikationen zustande gekommen sind. Bei diesem umfangreichen Vorhaben kann ich mich hier aber nur auf die wichtigsten Vorgänge konzentrieren.

In sehr verkürzter Weise möchte ich zunächst eine Analyse des idg. Substantivs anbieten, die sich auf modernere indogermanistische Arbeitsweisen stützt und damit etwas von dem abweicht, was wir in unseren Handbüchern vorfinden.<sup>7</sup>

2.1. Ich habe zunächst als Beispiele eine kleine Liste von ahd. N. Pl.-Formen zusammengestellt, angeordnet nach unseren traditionellen Grammatiken als vokalische *o*-, *ā*-, *i*-Deklinationen und als konsonantische *n*-, *s*-Deklinationen (zu denen man auch die Wurzelnomina rechnet).

		ahd.		idg.	
vok. Dekl.	{	<i>o</i>	<i>tagā</i>	‚Tage‘	<i>dhoghōs</i> <i>dhoghoes</i>
		<i>jo</i>	<i>hirte</i>	‚Hirten‘	<i>kerdhjōs</i> <i>kerdhjoes</i>
		<i>o</i>	<i>wort</i>	‚Wörter‘	<i>urdhā</i> <i>urdheā<sub>2</sub></i>
		<i>ā</i>	<i>gebā</i>	‚Gaben‘	<i>ghebhās</i> <i>ghebbeheā<sub>2</sub>es</i>
		<i>i</i>	<i>gesti</i>	‚Gäste‘	<i>ghostejes</i> <i>ghostejes</i>
kons. Dekl.	{	<i>n</i>	<i>hanun</i>	‚Hähne‘	<i>kanones</i> <i>kanones</i>
		<i>n</i>	<i>herzun</i>	‚Herzen‘	<i>kerdonā</i> <i>kerdoneā<sub>2</sub></i>
		<i>s</i>	<i>kelbir</i>	‚Kälber‘	<i>ghjolbhesā</i> <i>ghjolbhesēā<sub>2</sub></i>
		Wzl.	<i>naht</i>	‚Nächte‘	<i>noktes</i> <i>noktes</i>

Daneben steht die traditionelle Rekonstruktion ins Indogermanische, wie sie uns die Indogermanisten aufgrund umfassender Sprachvergleiche liefern.

<sup>7</sup> Die Elemente der Laryngal-Theorie fand ich bei Hjelmslev 1963 leicht verständlich dargestellt, der daneben auch die Berechtigung sprachlicher Rekonstruktionen nochmals fundiert; viel verdanke ich außerdem den Vorlesungen von Prof. Karl Hoffmann, Erlangen. Zudem habe ich Lehmann 1964, Winter 1965 benutzt; verweisen kann ich auch auf Adrados 1965.

Die Beispiele sind dazu so gewählt, daß man bei ihnen eine sehr alte Koppelung der jeweiligen Wurzeln mit der jeweiligen Flexion annehmen kann; doch gibt es dafür keine absolute Sicherheit.

Dieses Rekonstruktionsergebnis können wir einer noch etwas weitergehenden Analyse unterwerfen, indem wir zunächst – in traditioneller Weise – die schleiftonigen Vokale auflösen ( $\bar{o} \rightarrow oe$ ,  $\bar{a} \rightarrow \bar{a}e$ ) und indem wir das  $\bar{a}$  als  $e + \partial_2$  ( $\partial_2$ : „Laryngal 2“) interpretieren. Das Ergebnis steht rechts daneben.

Wir benötigen nur diese kleine, wohlfundierte Regel aus der Laryngal-Theorie, ohne auf die weitere Problematik der Laryngale eingehen zu müssen. Wir wollen auch nicht entscheiden, wieweit wir mit diesen Auflösungen ein phonetisch reales Früh-Indogermanisch erzielen oder nur eine vereinfachte Strukturbeschreibung (so wie man z. B. ein [u:] im heutigen Englisch als / $\bar{u}$ /, /uu/ oder /uw/ analysieren kann).

2.2. Nun können wir diese Formen miteinander vergleichen und ein Strukturthema aufstellen; einen weiteren Vergleich erlauben z. B. die entsprechend aufgegliederten N. Sg.-Formen daneben. Es ergibt sich:

### Strukturelle Analyse und Klassifizierung idg. Substantive...

Strukturelle Analyse und Klassifizierung idg. Substantive...				im N. Sg.			
im N. Pl.							
Wurzel ∞viele	Vokal e/o/ø/ē/ō	Kons. verschiedene	N. Pl. /-es, -a₂/	Wzl.	Vok.	Kons.	N. Sg. /-s, -m, θ/
nokt	—	—	es	“	—	—	s
dhogh	o	—	es	“	ɔ	—	s
kerdh	ʊ	—	es	“	ʊ	—	s
ugdh	e	—	a₂	“	o	—	m
ghebh	e	a₂	es	“	e	a₂	θ
ghost	f		es	“	θ	l	s
kan	o	n	es	“	ō	n	θ
kerd	ō	n	a₂ (>ā)	“	ō	n	θ
guolbh	e	s	a₂ (>ā)	“	e	s	θ
a	b	c	d	a	b	c	d

a) Bei allen Formen ist eine Wurzel vorhanden (*nokt.* . .), die selbstverständlich von Wort zu Wort wechselt; die Etymologen können u. U. klären, ob es sich dabei um einfache oder im Sinne der Wortbildungslehre bereits erweiterte Wurzeln handelt. Nur bei *nokt-es* folgt dieser Wurzel sogleich ein *-es*, das damit einen eigenen Typ repräsentiert.

b) Bei allen anderen Wörtern folgt zunächst ein Vokal, der allerdings in verschiedenen Ablautstufen, im N. Sg. auch in der  $\emptyset$ -Stufe, vorliegen kann. Bei *dhogh-o-es* schließt sich an diesen Vokal, hier *o*, sogleich das *-es* an, das damit einen zweiten Typ repräsentiert. Das *kerd-~~to~~-es* stellt einen möglichen Untertyp dar, bei dem ein Halbvokal dem Vokal vorangeht. Wenn wir beim Beispiel *urdh-e-a<sub>2</sub>* das *-a<sub>2</sub>* parallel zu *-es* stellen, erhalten wir nochmals denselben Typ.

c) Bei den restlichen Wörtern folgt dem Vokal ein Konsonant, im Singular und Plural jeweils derselbe; sie stellen wiederum einen eigenen Typ dar.

Man beachte bitte: Nach diesem Verfahren werden die traditionellen  $\bar{a}$ -, *i*-Klassen zu den konsonantischen gerechnet; die  $a_2$ , *i* stehen parallel zu *n*, *s*, nicht parallel zum *e/o* der sog. *o*-Deklination. Ein *e/o/∅* . . ist also auch bei den konsonantischen Klassen vorhanden; sie unterscheiden sich aber dadurch, daß sie darüber hinaus einen zusätzlichen Konsonanten haben, wobei das *i/i* (ebenso *u/u*) ja bekanntlich je nach Position im Sinn von Silbenbauregeln als Vokal oder Konsonant fungiert. Der falsche Eindruck, man dürfe *o* – *i* als eine einfache Opposition sehen, ergibt sich z. B. im N. Sg., etwa bei *dhogh-o-s* – *ghost-i-s*. Dem *o* entspricht aber in *ghost-∅i-s* die Schwundstufe des Ablautvokals; und dem *i* entspricht in *dhogh-o* – *-s* das Fehlen eines Konsonanten.

Alle bisher festgestellten Teile sind also im N. Pl. und im N. Sg. gleichermaßen vorhanden; sie haben somit nichts mit der Kasus/Numerus-Flexion zu tun.

Man kann das bei b) und c) Festgestellte als „stambildende Suffixe“ (künftig abgekürzt als: „stb. Suffix“) bezeichnen, deren ursprüngliche Funktion noch weitgehend ungeklärt ist. Im späteren Indogermanischen, wo meistens einer Wurzel jeweils ein solches Suffix und nur eines (oder keines) zugeordnet ist, muß man es wohl mit zum Träger der lexikalischen Bedeutung rechnen; die stb. Suffixe gehörten im Prinzip wohl zu den Wurzelerweiterungen oder sind Teile solcher ehemaliger Wortbildungselemente.

Daß man dennoch einen Teil dieser Wurzelerweiterungen als „stb. Suffixe“ eigens abhebt, hat seine – allerdings vorwiegend diachronen – Gründe; sie sind es

nämlich, die schrittweise in die Flexion einbezogen werden, namentlich im späteren Germanischen (s. u.).

d) Nun kommt das für uns Entscheidende: Ein Vergleich des N. Pl. mit dem N. Sg. ergibt, daß erst die nun folgenden Teile /-es, -ə<sub>2</sub>/ den N. Pl. tragen – im Gegensatz zum N. Sg. mit den Allomorphen /-s, -m, Ø/.

Die Indogermanistik rechnet (vor allem auch aufgrund des Hethitischen) damit, daß -ə<sub>2</sub> das ursprüngliche N./A. Pl.(neutr.)-Zeichen war, so wie es auch beim Typ *urdhe-ə<sub>2</sub>* noch vorliegt. Gerade von daher habe man dann aber die ganze Verbindung *eə<sub>2</sub>*, die zu *ā* wurde, als N./A. Pl.-Zeichen analogisch auf den Typ *kerdōn-ā* übertragen.

Wie ein Vergleich mit den anderen Kasus (D. Pl. -*mis*, D. Sg. -*ei*. . .) zeigen würde, tragen diese festgestellten Allomorphe beides, Kasus und Numerus, gleichzeitig, ohne daß es – jedenfalls auf dieser späten Stufe – möglich ist, dem Kasus und dem Numerus jeweils eigene, phonemisch abgrenzbare Morphe zuzuordnen.

Auf den N. Pl. und N. Sg. habe ich mich hier deshalb eingeschränkt, weil sich vor allem aus ihnen die nhd. Numerus-Opposition entwickelt hat.

Der Vergleich der Kasus/Numerus-Allomorphe zeigt noch folgendes: Der N. Sg. hat zwar z. T. auch ein Allomorph Ø, das aber gleichwertig neben -s, -m steht und somit morphemisch zu werten ist. Auf dieser Stufe ist also auch der (N.) Singular jeweils bezeichnet. Einen N. Sg. in einen N. Pl. transformieren, heißt also nicht – wie im heutigen Deutsch – ein Suffix hinzugeben, sondern eines austauschen.

2.3. Wir haben zwar auf dieser alten Stufe auch nicht das „Ideal“ 1 Morphem – 1 Allomorph (1 Bedeutung – 1 Zeichen); die Distributionsregeln für die beiden Plural-Allomorphe sind aber höchst einfach: -es verbindet sich mit Maskulin/Feminin und -ə<sub>2</sub> mit Neutrum. Außer den – hier nicht zu erörternden – Kongruenzregeln „Genus“ ist nichts für die Wahl des Plural-Allomorphs von Einfluß. Anders als im Neuhochdeutschen ergibt sich diese sehr simple Matrix:

	-es	-ə <sub>2</sub>
m/f	+	—
n	—	+

Das hier analysierte Indogermanisch ist natürlich eine von vielen Sprachstufen. Für die Indogermanistik ist es eine weitere Aufgabe, zu klären, wie dieses System mit seiner Allomorphik zustande gekommen ist, und was es eventuell daneben noch gegeben hat (das tun z. B. Schmidt 1889, Lehmann 1958). Insofern ist das Erklären eines Sprachzustandes aus älteren Vorstufen immer ein relatives Bemühen.

Allerdings: Das hier vorgeführte Indogermanisch ist genau die Stufe, zu der wir zurück müssen; denn die Komplikationen dieser Stufe werden auf dem Weg zum Althochdeutschen beseitigt (*-es* schwindet ebenso wie *-a<sub>2</sub>* bzw. *-ā*). Und die grundlegenden Komplikationen des Neuhochdeutschen entstehen unmittelbar nach dieser Stufe.

### 3. Die Entstehung des althochdeutschen Systems

Den Bau der idg. Substantive können wir also mit der folgenden dreigliedrigen Formel umschreiben:

Wurzel (+ stb. Suffix) +	Endung
<hr/>	
Stamm	Flexion
'lex. Bed.'	'Kas./Num.'

wobei sich für das fakultative stb. Suffix die weitere Gliederung (H) V (K): („Halbvokal“) Vokal (Konsonant) angeben läßt.

Der schon im Indogermanischen einsetzende und im Althochdeutschen so gut wie abgeschlossene Umbau führt zu der Fusion von stb. Suffix + Endung – vom stb. Suffix werden immer mehr Phoneme in die Flexion einbezogen –, so daß sich schließlich dieser Bau ergibt:

Wurzel +	Endung
'lex. Bed.'	'Kas./Num.'

3.1. Diese Fusion muß schon innerhalb des Indogermanischen phonemisch begonnen haben durch die Entstehung der Schleiftöne und die Entsprechung  $e a_2 \rightarrow \bar{a}$ . Der analogische Ersatz von  $a_2$  durch  $\bar{a}$  bei *kerdōn-a<sub>2</sub>* nach dem Muster von *urdh-o-a<sub>2</sub>* / *urdh-ā* zeigt ferner, daß bei *urdh-ā* das ganze  $\bar{a}$ , also stb. Suffix + Endung, als N. Pl.-Zeichen fungiert hat.



Von weitaus größerer Wirkung war jedoch der germ. Endungsverfall. Am Wortende schwanden schrittweise bestimmte phonemische Mengen nach etwas komplizierten, aber genau beschreibbaren phonemischen Regeln – also ohne Rücksicht auf die jeweilige morphemische Gliederung.

In unserem Falle sind auf dem Weg zum Althochdeutschen beide N. Pl.-Allomorphe /-es, -ā/ im Prinzip gleichermaßen geschwunden. Somit stehen am Wortende nun nicht mehr die wenigen ehemaligen Kas./Num.-Zeichen, sondern die große Vielzahl der einstigen stb. Suffixe, die ursprünglich mit der Flexion nichts zu tun hatten, oder die bloße Wurzel (bei den Wurzelnomina und bei dem Typ *ur<sub>2</sub>dh-e-a<sub>2</sub>*, bei dem auch das stb. Suffix mit abgezogen wurde). Besonderheiten ergeben sich auch dadurch, daß das *e* von -es schon idg. unterschiedlich mit den vorangehenden Phonemen verschmolzen war.

Bei den folgenden idg. und ahd. Beispielwörtern wird mit den Klammern angedeutet, was geschwunden ist, und mit den Unterstreichungen, was die verbleibenden Ausgänge an Suffixen lieferten (wobei sich bei den Verschmelzungen allerdings keine genaue phonemische Grenze angeben läßt):

<i>nokt</i>	– (cs)	<i>naht</i>	– ∅
<i>dhogh</i>	– <u>o-e</u> (s)	<i>tag</i>	– <i>a</i>
<i>kerdh</i>	– <u>u</u> -(es)	<i>hirt</i>	– <i>e</i>
<i>ur<sub>2</sub>dh</i>	– (e-a <sub>2</sub> )	<i>wort</i>	– ∅
<i>ghebh</i>	– <u>e-e<sub>2</sub></u> -e(s)	<i>geb</i>	– <i>a</i>
<i>ghost</i>	– <u>e-t</u> -e(s)	<i>gest</i>	– <i>i</i>
<i>kan</i>	– <u>o-n</u> -(es)	<i>han</i>	– <i>un</i>
<i>kerd</i>	– <u>o-n</u> -(ā)	<i>herz</i>	– <i>un</i>
<i>guolbh</i>	– <u>e-s</u> -(ā)	<i>kelb</i>	– <i>ir</i>

Etwas Paralleles hat sich übrigens auf dem Weg vom älteren zum neuen Französischen ereignet, was synchron im Gegensatz von Schriftbild und gesprochener Sprache zumeist gut zu sehen ist; auch hier ist das einstige (fast) einheitliche Pl.-Zeichen -s geschwunden, so daß heute ein kompliziertes System an seine Stelle getreten ist. So ist übrigens der unsinnige Satz „Im Französischen und Englischen wie in den sonstigen abendländischen Sprachen gibt es das feste und eindeutige Pluralzeichen -s“ (Stegmann von Pritzwald 1962) auch in dieser Hinsicht falsch.

Wäre es nun so, daß in allen Fällen genau das Kas./Num.-Zeichen geschwunden wäre, z. B. im N. Pl. *-es*, im N. Sg. *-s* usw., dann wäre die idg. Flexion völlig erloschen; wir hätten dann nur inflexible Wörter mit verschiedenartigen Ausgängen. Nun waren aber die idg. Kas./Num.-Allomorphe phonemisch unterschiedlich groß (*-s*, *-es*, *-mis*), während die Subtraktion überall eine phonemisch gleich große Menge erfaßte. So kam es, daß z. B. beim

N. Sg.	<i>dhogh-o-s</i>	<i>tag-Ø</i>	nichts mehr,
N. Pl.	<i>dhogh-o-es</i>	<i>tag-ā</i>	das von der Endung her gelangte stb. Suffix,

D. Pl. *dhogh-o-mis* *tag-um* das stb. Suffix und Teile der Endung erhalten blieben.

Diese verbleibenden Reste aus dem stb. Suffix und der Kas./Num.-Endung ergaben zusammengefaßt doch wiederum so viele phonemische Unterschiede, daß sie weiterhin eine Flexion ergaben und Kas./Num.-Unterschiede tragen konnten. Etwas allgemeiner formuliert: Die neue Flexion verdankt also der einst unterschiedlichen Struktur der phonemischen und der morphemischen Ebene und der eigengesetzlichen (man könnte sagen „rücksichtslosen“) Auswirkung der Phonematik auf die Morphemik ihr schrittweises Entstehen.

Dazu konnten einst irrelevante Ablautunterschiede im stb. Suffix, z. B. in

G. Sg.	<i>kan-en-es</i>	<i>han-in</i>
N. Pl.	<i>kan-on-es</i>	<i>han-un</i>

morphemische Relevanz erlangen.

Daß das neue Flexionssystem, das sich übrigens auf 5, dann auf 4 Kasus reduziert hat, nach dieser phonemischen „Katastrophe“ alles andere als klar und geordnet war, ist nicht verwunderlich. Es enthält folgende Komplikationen (man ist geneigt zu sagen, „Mängel“):

Einerseits reichen diese verbliebenen Flexionsunterschiede doch an vielen Stellen nicht aus, um alle Kas./Num.-Unterschiede eindeutig voneinander abzuheben. Zahlreiche Homophonien (z. B. *hanun*: A. Sg., N. Pl., A. Pl.) müssen erst durch syntaktische Mittel aufgelöst werden (\**den hanun*, \**dia hanun singant*, \**er nam dia hanun*).

Andererseits sind umgekehrt ein und demselben Kasus sehr viele („viel zu viele“) Allomorphe zugeordnet; für den N. Pl. kann man (allein aus der obigen Liste) 6 Allomorphe feststellen (Ø, *-ā*, *-e*, *-i*, *-un*, *ir*).

Aufgrund dieser komplizierten Gegebenheiten ist man bei der Sprachbe-

schreibung zu zweierlei gezwungen: Einmal muß man in der Grammatik Flexionsklassen aufstellen, d. h. Sätze (*sets*) von Kas./Num.-Zeichen, die immer wieder gekoppelt auftreten (z. B. ist  $\emptyset$ , -es, -e,  $\emptyset$ ;  $\bar{a}$ , -o, -um,  $\bar{a}$  ein solcher Satz). Zum anderen müßte das Lexikon bei jeder einzelnen Wurzel angeben, mit welchem Satz sie zu koppeln ist.

Diese beiden komplizierten Regelmengen sind lediglich Verteilermechanismen für die Allomorphie; für die Morphemik, für die Information, enthalten sie nichts.

Aufgrund der bisherigen Vergleiche des Indogermanischen mit dem Althochdeutschen ist es mir unverständlich, wie von Kienle 1960 (S. 127, 128) so schiefe bis falsche Aussagen machen kann wie: „Die nominale Flexion erfährt bereits in germanischer Zeit eine weitgehende Vereinfachung ihres Formenschatzes.“ „Die ursprüngliche Vielheit der Flexionsklassen erfährt eine Reduzierung.“ „Die Flexionsstämme des . . . Althochdeutschen pflegt man nach dem Ausgang des Wortstammes zu bezeichnen, an den die Kasusendung trat.“ Ich halte es auch für inkonsequent und irreführend, wenn unsere „Althochdeutsche Grammatik“ die *-ir*-Plurale bei der *a*-Deklination behandelt (Braune/Mitzka 1967, S. 185 f.) und wenn hinzugefügt wird: „*-ir* (mhd. *-er*), das ursprünglich keine Endung, sondern stammbildendes Element (idg. *es* > germ. *iz*) ist“ (Braune/Ebbinghaus 1964, S. 32), als ob alle anderen Flexionszeichen ursprüngliche Endungen gewesen wären. Unglücklich Synchronie und Diachronie vermengend ist es auch, wenn Braune/Mitzka bei der Beschreibung des Althochdeutschen von „*a*-Stämmen“ . . . spricht; Verwirrung schafft auch ein Einleitungssatz wie: „Die Flexionsformen des Substantivs sind aus der Verbindung von Stamm und Kasusendung erwachsen“ (S. 181) – gemeint ist wohl „stb. Suffix“ und „Kas./Num.-Endung“; aber auch dann bleibt die Aussage ungenügend.

3.2 Synchron gesehen gibt es im Althochdeutschen also keinerlei automatische Regeln dafür, welche Wurzel sich mit welchem Satz von Kas./Num.-Zeichen verbindet, oder traditioneller gesprochen, welcher Deklinationsklasse ein Wort angehört, (so wenig wie es im Indogermanischen automatische Regeln für die Verbindung Wurzel – stb. Suffix gab). Wenn sich einige Wortbildungstypen generalisieren lassen, wie z. B. Maskulina auf *-āri* flektieren wie *hirti*, Feminina auf *-scaf* wie *anst*, so erfaßt man damit auch nur Teilmengen der einzelnen Klassen. Das einzige, was sich mit generellen Regeln beschreiben läßt, ist das Verhältnis der Kas./Num.-Allomorphie zueinander.

Wenn wir einerseits davon ausgehen, daß der N.Sg. eine gewisse Basis-Form bildet – die man zunächst lernt –, und andererseits schon den

Blick auf das Neuhochdeutsche richten, dann ist es ganz sinnvoll, das Verhältnis zwischen den verschiedenen N.Sg.-Allomorphen und den N. Pl.-Allomorphen auf Regeln hin zu untersuchen.

In die Matrix S. 112 habe ich wiederum senkrecht die 5 vorhandenen N. Sg.-Allomorphe und waagrecht die 7 N.Pl.-Allomorphe eingetragen. Dann läßt sich ablesen:

a) Wenn z. B. der N.Sg. das Allomorph  $\emptyset$  hat, dann sind sehr viele N.Pl.-Allomorphe möglich:  $\emptyset$  bei *man*,  $\bar{a}$  bei *tagā*,  $-i$  (mit automatischem UL) bei *gesti*,  $-ir$  (mit automatischem UL) bei *kelbir*. Ähnlich verbleiben beim N.Sg. auf  $-a$  für den N.Pl. 3 Allomorphe.

Wenn dagegen der N.Sg.  $-i$ ,  $-u$ ,  $-o$  lautet, dann ist jeweils ein einziges N. Pl.-Allomorph festgelegt.

b) Gewisse weitere Einschränkungen bestehen außerdem zwischen der Kombination Genus – Deklinationsklasse.

Die bereits eindeutigen Fälle *situ*, *hano* umfassen nur Maskulina.

Bei den mehrdeutigen Fällen reduziert das Genus die Möglichkeiten: Beim N.Sg.  $\emptyset$  gibt es für das Maskulin nur noch 3, für das Feminin und Neutrum jeweils noch 2 Allomorphe.

Beim N.Sg. auf  $-a$  löst zwar das Neutrum den Typ *herza* – *herzun* heraus; es verbleiben aber noch immer für das Feminin die 2 Möglichkeiten *geba* – *gebā* und *zunga* – *zungūn*.

Daß sich die Genera nur mit gewissen Plural-Allomorphen, d. h. mit gewissen Deklinationsklassen, verbinden, ist in keiner Weise mehr ein Nachwirken der idg. Verteilerregeln von  $-es$  und  $-a_2$ . Seit dem Indogermanischen und weiter noch im Germanischen haben sich vielmehr Einschränkungen in der Kombinierbarkeit von stb. Suffix und Genus herausgebildet:  $ea_2 > \bar{a}$ , schränkt sich auf das Feminin ein,  $-es$  auf das Neutrum usw. Dieser eigentümliche, nie konsequent und restlos abgeschlossene Prozeß der Genus-Markierung am Substantiv – eine eigenartige sprachgeschichtliche Episode – wirkt also im Althochdeutschen bei der Verteilung der Plural-Allomorphe nach.

Die automatischen Abhängigkeiten zwischen den N.Sg.- und den N.Pl.-Allomorphen im Althochdeutschen:

N.Sg. \ N.Pl.		∅	-ā	-e	-i	-ir	-un	-ūn
∅	m	man	tagā		gesti			
	f	naht			krefti			
	n	wort				kelbir		
-a	f		gebā				herzun	zungūn
	n							
-i	m			hirte				
	n				kunni			
-u	m				siti			
-o	m						hanun	
			-ā/-e		-i(r)		-ūn	

  Homophonien

c) Eine weitere Selektion bei den noch immer bestehenden mehrfachen Möglichkeiten könnte man mit Hilfe von weiteren Sg.-Allomorphen erreichen: Ein Feminin auf *-a*, das im G.Sg. *-a/-u* hat, kann im N.Pl. nur *-ā* erhalten (*gebā*); ein Feminin mit dem G.Sg. auf *-ūn* kann folglich im N.Pl. nur *-ūn* erhalten (*zungūn*). Ähnlich kann man mit *naht*, *naht* – *naht* und *anst*, *ensti* – *ensti* verfahren.

d) Bei den verbleibenden Fällen *man* (soweit schon *mannes*, *-e*) – *tag* – *gast* und bei *wort* – *kalb* fällt sogar diese Möglichkeit weg; hier ist allein die einzelne Wurzel entscheidend.

Auch gern benützte semantische Merkmale wie „Haustiere“ beim Typ *kalb* liefern keine generalisierende Abgrenzung, weil es einerseits dazugehöriges *blat* . . . , andererseits nicht dazugehöriges *hros* . . . gibt.

3.3. Um der Synchronie willen habe ich das Althochdeutsche wie ein geschlossenes, festes System behandelt, ohne auf die wahrhaft reichlich überlieferten Varianten und Veränderungen innerhalb dieser Epoche einzugehen. An einigen Beispielen möchte ich noch zeigen, wie sich auch innerhalb des Althochdeutschen Flexionstypen wandeln und die Grundlage für ein neues Prinzip entsteht.

Bei dem Flexionstyp *hlēo* – *hlēw-ā* erscheint ein positionsgebundener Wechsel *o* – *w*, den man für die Flexion als irrelevant erklären kann; damit gehörte *hlēo* voll und ganz zum Typ *tag* – *tagā*.

Sg.N./A.	<i>tag</i>	<i>hlēo</i>	<i>hirt/i</i>	<i>hirt – i</i>
G.	<i>tag -es</i>	<i>hlēw – es</i>	<i>hirt – es</i>	<i>hirt – es</i>
D.	<i>tag -e</i>	<i>hlēw – e</i>	<i>hirt/i – e</i>	<i>hirt – e</i>
Pl.N./A.	<i>tag – ā</i>	<i>hlēw – ā</i>	<i>hirt – e</i>	<i>hirt – ā</i>
G.	<i>tag – o</i>	<i>hlēw – o</i>	<i>hirt/i – o</i>	<i>hirt – o</i>
D.	<i>tag – um</i>	<i>hlēw – um</i>	<i>hirt/i – m</i>	<i>hirt – um</i>

Etwas Ähnliches könnte man auch bei dem Typ *hirti* versuchen, wenn man alle älteren Formen zusammenstellt, bei denen noch *j*-Reflexe vorhanden sind; teilweise könnte man sogar noch den dreigliedrigen Bau des idg. Substantivs (*hirt-i-e*) fortleben sehen. Der Gegensatz D.Sg. *hirtie* – N./A.Pl. *hirte* zeigt aber die Notwendigkeit, das *i* in die Flexion einzubeziehen. Die späteren und z. T. dem Typ *tag* angeglichenen Formen (rechts daneben) zeigen den vollen Übergang zum zweigliedrigen Bau.

Einen Rest einer Dreigliedrigkeit haben wir noch am deutlichsten beim Typ *hōhi* (z. B. D. Pl. *hōh-i-n*); doch ist hier die Kas./Num.-Flexion am extremsten aufgegeben.

Gleichzeitig mit diesem Auslaufen der idg. Dreigliedrigkeit entwickelt sich innerhalb des Althochdeutschen aus der Zweigliedrigkeit eine neue Dreigliedrigkeit und zwar beim Typ *kelbir* beginnend.

Bei einem (z. T. nur aus Ortsnamen erschließbaren) älteren Typ (hier links)

Sg.N./A.	<i>kalb</i>	<i>kalb</i>	<i>kalb – ∅ – ∅</i>
G.	<i>kelb – ires</i>	<i>kalb – es</i>	<i>kalb – ∅ – es</i>
D.	<i>kelb – ire</i>	<i>kalb – e</i>	<i>kalb – ∅ – e</i>

Pl.N./A.	<i>kelb – ir</i>	<i>kelb – ir</i>	<i>kelb – ir – Ø</i>
G.	<i>kelb – iro</i>	<i>kelb – ir – o</i>	<i>kelb – ir – o</i>
D.	<i>kelb – irum</i>	<i>kelb – ir – um</i>	<i>kelb – ir – um</i>

ist das ehemalige stb. Suffix, idg.-es/ahd.-ir, zunächst lautgeschichtlich im N./A.Sg. geschwunden, sonst aber erhalten. Wenn es nun analogisch auch im G./D.Sg. beseitigt wird, wenn es also nur noch einheitlich in allen Kasus des Plural erscheint (rechts daneben), so ist es damit zu einem Plural-Zeichen geworden; und Ø, -es/-o, -e/-um sind damit relevant nur noch Kasus-Allomorphe. Wir können die relevanten Leerstellen mit Ø auffüllen – der Deutlichkeit halber hier auch einmal im Sg. – (ganz rechts); dann erhalten wir wieder eine durchgehende Dreigliedrigkeit, die sich allerdings von der idg. semantisch deutlich unterscheidet.

Im Sinne der klassischen Sprachtypologie könnte man hier einen Übergang vom flektierenden zum agglutinierenden Bau sehen. Bei der späteren Entwicklung bleiben jedoch von den Kasus-Suffixen nur noch wenige Reste übrig; die Kasusflexion wandert weitgehend vom Substantiv zum Artikel . . . ab. Die Ausbreitung des -er-Plurals hatte schon Gürtler 1912 eingehend verfolgt. Aber erst Koekkoek 1963 hat deutlich gemacht, daß bei den -er-Pluralen die Isolierung der Plural-Flexion beginnt. Seine weitere Konsequenz, daß folglich auch bei allen anderen Typen schon ahd. ein eigenes Plural-Morph vorhanden sei, z. B. Ø beim N.Pl. *wort-Ø-Ø* und beim G.Pl. *wort-Ø-o*, *ā* beim N.Pl. *tag-ā-Ø*, *-i* beim N.Pl. *kunn-i-Ø*, *ō* beim D.Pl. *geb-ō-m* usw. erscheint mir sehr unpraktisch. Ich würde lieber mit zwei Flexionstypen rechnen: beim einen sind Plural und Kasus getrennt, beim anderen sind sie (noch) vereint.

Dieses Prinzip, Numerus und Kasus zu trennen, wird auf dem Weg zum Neuhochdeutschen immer weiter ausgebaut.

#### 4. Die Entwicklung des mittelhochdeutschen Systems

4.1. Zunächst hat jedoch die Enttonung der ahd. Endsilben tiefgreifend auf die Kas./Num.-Flexion eingewirkt.

Durch diese Enttonung sind, vorerst noch allgemein gesprochen, viele phonemische Unterschiede innerhalb der Substantivflexion aufgehoben worden. Dabei gingen allerdings nicht nur (irrelevante) Allomorph-Varianten verloren; es wurde auch viel relevante Opposition zwischen Mor-

phemen ausgelöscht. Der alte „Mangel“, daß es einerseits unnötig viele Zeichen für eine Bedeutung und andererseits gleichlautende Zeichen für verschiedene Bedeutungen gibt, besteht somit weiter.

Vor allem waren es viele Kasus-Oppositionen, die nicht mehr von den Substantivendungen getragen wurden; so fielen z.B. die Gegensätze von *hanin*, *hanun* und *hanun*, *hanōno*, *hanōm* in mhd. *hanen* zusammen. An die Stelle einer reinen Substantivflexion trat damit das bekannte, aber m. W. noch nirgends genau analysierte Zusammenspiel von Substantivflexion, Artikel . . . -Flexion, Syntax und Semantik.

Bei der Opposition zwischen dem N.Sg. und dem N.Pl. kamen zu den bereits im Althochdeutschen vorhandenen Homophonien einige weitere hinzu: beim Typ *hirti* – *hirte/-ā* > *hirte* – *hirte* und beim Typ *geba* – *gebā* > *gebe* – *gebe*.

In allen anderen Fällen bewirkte die Enttonung lediglich eine Reduktion im Allomorph-Bestand. Im Sg. gibt es nur noch / $\emptyset$ , -e/;  $\emptyset$  besteht weiter, in -e sind -a, -i, -u, -o zusammengefallen. Im Plural haben wir statt der ahd. 7 jetzt die mhd. 5 Typen / $\emptyset$ , -e, UL+-e, (UL+)-er, -en/. Die bereits im Althochdeutschen zusammenfaßbaren -a, -e sind in mhd. -e und -un/- $\bar{u}$ n in mhd. -en zusammengefallen. Das ahd. -i ist zwar selbst auch in -e übergegangen; seine Spur, der ahd. noch positionsgebundene UL, ist aber im Mhd. nicht mehr vorhersehbar, so daß man -e und UL+-er als zwei verschiedene Allomorphe führen muß. Bei ahd.*ir*/ mhd.-er tritt der UL je nach Wurzelsvokal noch automatisch auf.

Unsere Matrix hat sich damit zu folgendem Bild zusammengeschoben:

N. Sg. \ N. Pl.						
	$\emptyset$	-e	UL+-e	(UL+)-er	-en	
$\emptyset$	m f n	(man) (naht) wort	tage	geste krefte	kelber	
-e	m f n	hirte gebe künne			hanen zungen ougen	}



Homophonien

(UL+) – e(r)



Als weitere Vereinfachung könnte man noch immer UL+*e* und (UL+)-*er* als automatische, vom Genus bestimmte Varianten zusammenfassen. Außerdem ließe sich in der unteren Reihe (mit N. Sg. -*e*) das Genus ganz herausnehmen, weil es keinen Einfluß hat auf die Wahl des N. Pl.-Allo-morphs. Solche Regeln gelten jedoch weiterhin nur für das Verhältnis N. Sg. – N. Pl., nicht für die gesamte Kas./Num.-Flexion.

Für die volle mhd. Substantivflexion haben wir ja jetzt den Aufsatz von Stopp/Moser 1967, der an einem etwas anders gewählten Systemausschnitt methodisch in die gleiche Richtung geht.

4.2. Ob die nach dem germ. Endungsverfall und der mhd. Enttonung verbliebenen Suffix-Reste geeignet waren, weiterhin Kas./Num.-Oppositionen zu tragen, war – sozusagen – reine Glückssache. Bei ahd. *gast* – *gesti* hat sich z. B. eine deutliche Markierung des N. Pl. ergeben; nicht aber bei idg. *nokts* – *noktes*, wo durch den Schwund von -*s* und -*es* der N. Sg. und der N. Pl. gleichermaßen *naht* lauten. Für das Althochdeutsche lassen sich solche Fälle von Homophonie bei den Typen *man*, *naht*, *wort* mit Ø-Pluralen und bei *kunni* mit -*i* im N. Sg. und Pl. feststellen.

Es ist verständlich, daß schon im Laufe des Althochdeutschen das – unhörbare – N. Pl.-Zeichen Ø häufig durch andere – hörbare – Allomorphe ersetzt wird, etwa in mhd. *naht* – *nehte*. Bildlich gesprochen halfen die im Germanischen glücklicher davongekommenen Formen mit ihren Mitteln den restlos abgeblätterten Substantiven aus; der Überfluß an Formen bot dazu mehrere Möglichkeiten. Die traditionelle Grammatik spricht von Analogien, vom Überlaufen aus einer Deklinationsklasse in die andere. Strukturalistisch könnte man formulieren: Die Distributionsregeln der Allomorphe ändern sich; wo bisher nur das Allomorph Ø zulässig war, werden nach den neuen Regeln Allomorphe wie UL+*e*, (UL+)-*er* usw. zulässig. Die einst feste Bindung zwischen Wurzel und stb. Suffix, später zwischen Wurzel und einem bestimmten Satz von Endungen, beginnt stellenweise, sich aufzulösen.

Zunächst werden die weniger stark besetzten ahd. Ø-Plurale beim Typ *naht*, *man* beseitigt; schon im Mittelhochdeutschen ist *nehte*, *manne* üblich. Beim Typ *wort* sind schon im Althochdeutschen teilweise -*ir*-Plurale zu beobachten (*hūsir*); -*er*-Plurale erscheinen dann erst wieder nach der mhd. Klassik. Statt des N. Pl. *kunni* hat Tatian gelegentlich *kunniu*, eine Übertragung aus der Adjektiv-Flexion, die aber keine Lösung mit Zukunft darstellt.

Nun wurden aber, wie gesagt, durch die Enttonung die homophonen Plurale noch um die reich besetzten Typen *hirte* und *gebe* vermehrt. Diese Situation drängt wiederum auf Abhilfe, auf weitere Veränderung.

## 5. Die Entwicklung zum heutigen System

Diese Sisyphusarbeit, Ø-Plurale möglichst durch Analogien zu beseitigen, während sich gleichzeitig durch den Endungsverfall immer neue, zumeist größere Gruppen mit Ø-Pluralen entwickeln, geht auf dem Weg zum Neuhochdeutschen verstärkt weiter.

5.1. Die im Mittelhochdeutschen homophonen Pluralbildungen werden nahezu ganz beseitigt (d. h. die beiden besonders umrahmten Kästchen der mhd. Matrix werden geräumt).

Die Typen *man* und *naht* wurden ja schon im Mittelhochdeutschen weitgehend aufgegeben.

Der Typ *wort* geht teils in den Typ *kelber* über (*Wörter*), teils in den Typ *tage* (*Worte, Jahre*).

Die Typen *hirte*, *gebe*, *künne* schließen sich vor allem den Typen *hanen*, *zangen*, *ougen* an (*Hirten, Gaben, Höhen, Enden*). Die Typen *gebe*, *künne* können aber auch ihr *-e* im Singular verlieren und ihre Pluralform auf *-e* beibehalten; dann haben sie sich dem Typ *tag* – *tage* angeglichen (*Kenntnisse, Netze*).

Die verbleibenden Wörter mit homophonem Plural könnte man als Sonderfälle behandeln:

Wenn (*drei*) *Mann* als Plural erhalten bleibt, so beruht das auf der Verbindung mit Zahlwörtern, die keine weitere Numerus-Bezeichnung erfordert. Daß die *Ge*-Ableitungen vom Typ *Gebirge* auch im Plural z. T. homophon bleiben, wird daran liegen, daß sie als semantische Kollektive selten Plurale bilden (*Gerede, Gedränge*); doch gibt es bei ihnen auch den Übergang zum Typ *tag* (*Gesicht, Geleit*). Das Wort *Käse* bleibt wohl auch wegen seiner seltenen Verwendung im Plural homophon.

Bei dieser weitgehenden Lockerung der Kombinationsregeln zwischen Wurzel und Pluralsuffix werden auch viele der alten (und redundanten) Koppelungen zwischen dem ehemaligen stb. Suffix bzw. später dem Flexionszeichen und dem Genus aufgegeben: Die bereits genannten Übergänge von *wort* – *wort* zu nhd. *Wort* – *Worte* und von *kenntnisse* – *kenntnisse* zu nhd. *Kenntnis* – *Kenntnisse* erlauben somit auch *-e*-Plura-

le für das Neutrum und Feminin. Zudem wird der Plural auf UL+*e* mit *Floß* – *Flöße* auch für das Neutrum möglich. Und der Plural auf (UL+)-*er* wird auch bei Maskulinen üblich (*Männer*, *Leiber*). Die in der Geschichte des Deutschen ohnehin inkonsequente und semantisch unerziehbare Genus-Markierung am Substantiv wird also damit wieder weitgehend aufgehoben.

Dadurch daß die Plural-Allomorphe UL+*e* und (UL+)-*er* nun nicht mehr komplementär an das Genus distribuiert sind, müssen wir auch die zeitweilig mögliche Zusammenfassung von UL+*e* und (UL+)-*er* zu einem „Flexiv“, die uns intuitiv nie sonderlich gefallen hat, auf dieser Stufe wieder ganz aufgeben.

Als weitere neu zulässige Kombination wäre schließlich der nhd. Typ *Herz* – *Herzen* zu nennen. Das -*e* von mhd. *herze* konnte schwinden, so daß sich -*en* im Plural nun nicht nur mit -*e* im Singular, sondern auch mit  $\emptyset$  im Singular verbinden konnte. Das gilt für alle drei Genera, wie die Beispielwörter *Strahl* – *Strahlen*, *Herz* – *Herzen*, *Frau* – *Frauen* zeigen.

Man könnte in diesem Zusammenhang der aufgelösten Distributionsregeln noch viele andere Übergänge von einem Typ zu einem anderen nennen – so verläßt z. B. unser Beispielwort *hane* – *hanen* seinen Platz und wechselt über zum Typ *Gäste* – und man könnte darlegen, wie viele Substantive im Frühneuhochdeutschen zwischen verschiedenen Typen schwanken oder sich auf mehrere Typen aufspalten.

In den historischen Grammatiken des Nhd. und in den Spezialuntersuchungen von Bojunga 1890, Ljungerud 1955 werden diese Übergänge und Einzelfälle auch sorgfältig gesammelt und gedeutet. Und Arbeiten wie die von Molz 1902/06, Ahlsson 1965, Woronow 1967 zeigen die vielen Möglichkeiten, die gerade im Früh-Nhd. außerdem bestanden, ohne Eingang in die nhd. Hochsprache zu finden. Meine Aufgabe sehe ich aber hier etwas anders. Es geht mir primär nur um das Allomorph-Inventar und seine Distributionsregeln (und um die Veränderungen im Inventar und in den Distributionsregeln), also weniger darum, mit welchen Lexemen die einzelnen Stellen besetzt sind oder wie sich diese Stellenbesetzung verändert. Dieses Verfahren ist mit dem der historischen Phonematik vergleichbar, die zentral auf solche Lautwandlungen eingeht, die zu Veränderungen im Phonembestand geführt haben und nicht nur zu neuen Stellenbesetzungen.

Man erhält damit fürs erste ein klar durchschaubares System von Kästchen (mit seinen Veränderungen) und kann dann, darüber hinausgehend, beobachten, was zwischen den verschiedenen Kästchen umgefüllt oder aus einem Kästchen auf verschiedene andere Kästchen verteilt wird.

Die weitgehende Beseitigung der Homophonien, die Auflösung vieler Genusregeln und die neue Kombination Sg.  $\emptyset$  – Pl. *-en* hätten zu der folgenden verkleinerten und verdichteten Matrix geführt, in der das Genus fast keine Rolle mehr spielt:

N. Sg. \ N. Pl.		-e	UL+e	(UL+)-er	-en
$\emptyset$	m	Tage	Gäste	Männer	Strahlen
	n	Jahre	Flöße	Kälber	Herzen
	f	Kenntnisse	Kräfte	—	Frauen
-e	m	(Käse)	—	—	Boten
	n	(Gebirge)	—	—	Augen
	f	—	—	—	Zungen

#### ( ) Homophonien

Ein solches relativ einfaches System hat es allerdings niemals für sich allein realiter gegeben; ich habe es hier aufgestellt, um die beiden großen gleichzeitigen Entwicklungen zum Neuhochdeutschen – einerseits Schrumpfung, andererseits Ausweitung – getrennt demonstrieren zu können.

5.2. Zu einer neuen Ausweitung und Verkomplizierung des Systems hat vor allem die Apokope des *-e* geführt, die schon vom Mittelhochdeutschen an, z. T. nach genauen Lautregeln, z. T. nach unterschiedlichen regionalen Einflüssen, wirksam wurde. Vor allem die Apokope des *-e* in dritter Silbe, nach unbetonter zweiter Silbe, hat zu neuen Plural-Typen, u. a. erneut zu  $\emptyset$ -Pluralen, geführt.

Auf diese Zusammenhänge zielt übrigens die Arbeit von Lindgren 1953. Im älteren Mittelhochdeutschen gehörten die beiden Beispiele

*tag* — *tag-e*      *Tag* — *Tag-e*  
*vlegel* — *vlegel-e*      *Flegel* — *Flegel- $\emptyset$*

noch zu demselben Typ. Durch den *-e*-Schwund bei *vlegele*, nicht aber bei *tage*, entstand der neue  $\emptyset$ -Plural *Flegel*.

Dieser Maskulin-Typ begegnet sich mit den zweisilbigen Neutren, mhd. *zimmer* — *zimmer*, die ihren schon ahd.  $\emptyset$ -Plural weiter fortführen.

Und das Prinzip des Zweisilblers mit  $\emptyset$  im Plural konnte sich schon sehr früh mit anderen Tendenzen überlagern:

Einmal mit der bereits festgestellten Neigung, Ø-Plurale in den Typ *Gäste* zu überführen, bei den Zweisilblern nun aber nicht durch die Übertragung von UL+*-e*, sondern von bloßem UL (*Väter, Klöster, Mütter*).

Zum anderen hatten die Substantive der sog. schwachen Flexion mit *-en* in fast allen Kasus die Tendenz, das *-en* auch in den N. Sg. zu übertragen und damit im Singular und Plural homophon zu werden. Einige dieser Fälle, die in süddt. Mundarten sehr häufig sind, kamen auch in die Hochsprache, wie z. B. mdh. *spade*, *schade*, nhd. *Spaten*, *Schaden*. Sie haben sich im Plural entweder dem umlautlosen Typ angeschlossen (*die Spaten*) oder dem mit UL (*Schäden*).

Die *-e*-Apokope zeigt übrigens im Oberdeutschen, wo sie restlos durchgeführt ist, noch weitere Folgen im Pluralsystem: Die Spalten mit *-e* und UL+*-e* fallen ganz weg und stattdessen gibt es Ø- und UL-Plurale auch bei Einsilblern: ‚Tag‘ *dōx* – *dōx*, ‚Nacht‘ *nox*d – *nāx*d. Oder es gibt Ersatzlösungen, bei denen die Flexion über den UL hinaus die Wurzel angreift; z. B. ‚Fisch‘ *fi* – *fiš* mit Länge – Kürze im Vokal und Lenis – Fortis im Konsonanten oder ‚Hund‘ *hond* – *hon* mit Stehen und Fehlen eines Wurzelkonsonanten. Über diese mundartlichen Weiterentwicklungen gibt übrigens Schirmunski 1962 (S. 414–32) die beste Übersicht.

Als ein gewisses – wenn auch noch positionsgebundenes – Übergreifen der Flexion auf die Wurzelkonsonanten könnte man auch das hochsprachliche Nebeneinander von auslautverhärteten und nichtverhärteten Flexionsformen ansehen; *Tag* [tāk] – *Tage* [tāge].

Von solchen extremen Beispielen des Endungsverfalls ausgehend, könnte man etwas verallgemeinernd zusammenfassen: Zur Entwicklung der germ. Sprachen gehörte es, vom Wortende her immer mehr Lautmaterial in die Flexion einzubeziehen, d. h. austauschbar zu machen: Ursprünglich flektierten nur die alten Kas./Num.-Zeichen; dann wurde das stb. Suffix Laut für Laut erfaßt; später konnte der Umlaut den Wurzelvokal beweglich machen. In deutschen Mundarten (am extremsten aber im Inselnordischen<sup>6</sup>) hat die Flexion auch nicht vor den Wurzelkonsonanten

<sup>6</sup> Im Färöischen sieht das Paradigma für ‚Tag‘ z. B. folgendermaßen aus (in grober phonetischer Umschrift:)

Sg. N	<i>däävur</i>	Pl.	<i>dǣar</i>
G	<i>dags</i>		–
D	<i>dēji</i>		<i>dōvun</i>
A	<i>dāa</i>		<i>dǣar</i>

oder *āar* und *oun* ‚weibl. Schaf‘ gehören als N. Sg. und D. Pl. zum gleichen Paradigma.

haltgemacht und im Wurzelsvokal über den Umlaut hinaus neue Oppositionen eröffnet. Wenn diese einbezogenen Wortteile für die Flexion (zur Bedeutungsdifferenzierung) nicht ausreichen, dann wird über das Substantiv selbst (genauso beim Verbum . . .) hinausgegriffen auf Begleitwörter, hier vor allem auf den Artikel. Auf ihn müssen wir im Zusammenhang mit den neuen Ø-Pluralen nochmals zu sprechen kommen. Das (Dem.-)Pronomen ist vom lautgesetzlichen Endungsverfall weniger erfaßt worden als das Substantiv – scheinbar paradoxerweise – wegen seiner geringeren phonemischen Masse. Es hat deshalb die Kas./Num.-Oppositionen besser erhalten und konnte dann als Artikel die Substantiv-Flexion weitgehend mittragen. Die (ahd./)mhd. Artikel-Oppositionen im N. Sg. und Pl. *der – die, daz – diu, diu – die* waren eindeutig und erlaubten ja erst die ahd./mhd. Ø-Plurale des Substantivs.

Nun hat aber, vom Mitteldeutschen herkommend, der generelle Ersatz von *diu* durch *die* im Feminin die Artikel-Homophonie *die – die* bewirkt. Es ist offensichtlich eine Folge davon, daß bei den neuen Ø-Pluralen gar keine und bei den UL-Pluralen fast keine Feminina beteiligt sind. Damit hat das einst allein bestimmende Genus, das dann aber stetig an Bedeutung für die Wahl des Plural-Allomorphs verloren hat, nochmals einen starken generellen Einfluß erlangt, wie er auch aus unserer nhd. Matrix zu ersehen ist.

So zwingend logisch diese Zusammenhänge erscheinen, die Mundarten zeigen, daß es auch anders kommen konnte. Im Ostfränkischen gibt es Feminina wie ‚Kanne‘, *di/a kana – di/zwā kana*, bei denen sowohl der feminine Artikel wie das Substantiv homophon sind.

5.3 Es bleibt uns, nochmals über eine der wichtigsten Systemwandlung zu sprechen, über die Lösung der Plural-Flexion aus der Kasus-Flexion. Dieser Prozeß, der im Althochdeutschen zuerst beim Typ *kelb-ir* begonnen hat, setzte sich schrittweise auch bei den meisten anderen Typen fort.

Das dabei mehrfach angewendete Prinzip ist folgendes:

Die vielerlei Unterschiede zwischen den verschiedenen Klassen sind zunächst völlig irrelevant; denn alle diese Klassen tragen doch nur das gleiche Kas./Num.-System. Ursprünglich galt die Regelung, daß eine Wurzel den kompletten Satz an Suffixen einer Klasse, d. h. eines ehemaligen stb. Suffixes besaß.

Versieht man aber ein und dieselbe Wurzel im Singular mit den Suffixen der einen Klasse (z. B. der sog. *a*-Dekl.), im Plural aber mit den Suffixen

einer anderen Klasse (z. B. der sog. *r*-Dekl.), so kann man u. U. damit eine deutliche Singular-Plural-Opposition erreichen (wie dies z. B. im Ahd. bei *kalb* – *kelbir* geschehen ist). Der Überfluß an Klassen, der auch die Beseitigung der Ø-Plurale ermöglicht, wird hier zur Schaffung einer neuen, vereinfachten Numerus-Opposition ausgenützt. Die reiche, zunächst aber unnütze Allomorphik der ahd. Kas./Num.-Suffixe könnte man mit einer Ruine vergleichen, aus deren Material spätere Generationen zu verschiedenen Zeiten immer wieder neue Gebäude u. U. auch für ganz andere Zwecke errichten.

Neben der frühen ahd. Kombination Sg. *a*-Dekl. – Pl. *r*-Dekl. (Typ *kalb* – *kelbir*) bestand schon seit dem Germanischen die Kombination Sg. *a*-Dekl. – Pl. *i*-Dekl., die allerdings nur beim Maskulin (UL+)-*i* zum Plural-Zeichen werden ließ (Typ *gast* – *gesti*); beim Feminin kam die Kombination Sg. flexionsloses Wurzelnom. (Typ *naht*) – Pl. *i*-Dekl. zwar schon vereinzelt im Althochdeutschen auf, doch setzte sie sich erst nach der mhd. Klassik ganz durch. Am spätesten im Neuhochdeutschen wurde das *-(e)n* zum reinen Plural-Zeichen, als die Kombinationen Sg. *a*-Dekl. – Pl. *n*-Dekl., Sg. *ō*-Dekl. – Pl. *n*-Dekl. und Sg. ohne Flexion – Pl. *n*-Dekl. üblich wurden.

Im heutigen Deutsch ist jedoch die Möglichkeit, das *-(e)n* ganz aus der Singular-Flexion herauszunehmen, (noch) nicht restlos ausgenützt; es gibt, wie oben (1.5) gesagt, noch den Typ *dem Herzen* – *die Herzen*.

Eine Übersicht gibt die folgende Zusammenstellung:

Sg.	<i>a</i> – Dekl.	–	Pl.	<i>r</i> – Dekl.	z. B.	<i>Kalb</i> – <i>Kälber</i>
	<i>a</i> – Dekl.	–		<i>i</i> – Dekl.		<i>Gast</i> – <i>Gäste</i>
	Wzl. Nom.	–		<i>i</i> – Dekl.		<i>Kraft</i> – <i>Kräfte</i>
	<i>a</i> – Dekl.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Bett</i> – <i>Betten</i>
	<i>ō</i> – Dekl.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Zunge</i> – <i>Zungen</i>
	Wzl. Nom.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Frau</i> – <i>Frauen</i>

Unsere traditionellen Grammatiken sprechen eigenartigerweise und m. E. willkürlich nur bei diesen späten Kombinationen mit der *n*-Dekl. von „Gemischter Deklination“, „Mischflexion“, „Mischklassen“, ohne deutlich zu machen, daß dieses Mischen ein durch die ganze deutsche Sprachgeschichte hindurchgehendes, immer weiter um sich greifendes Prinzip ist, das erst die Isolierung der Plural-Zeichen bewirkt hat.

Einen Sonderfall ohne Mischung stellt nur das *-e* beim Typ *Tag – Tage* dar, das sich ohne Mischung als Plural-Zeichen isoliert hat. Allein durch die Enttonung kam im Plural ein einheitliches *-e* (im D. + *-n*) zustande, dem im Sg. *Ø*, *-es* und ein homophones *-e* gegenübersteht; dieses D. Sg. *-e* wird aber häufig fallen gelassen, besonders in der gesprochenen Sprache, vermutlich, um eben diese Homophonie zu vermeiden.

Einen weiteren Sonderfall haben wir schließlich bei dem deutschen Plural-*s*, das als bereits fertiges Plural-Zeichen aus dem Niederdeutschen übernommen wurde<sup>9</sup> und im System der neueren Hochsprache eine Stelle eingeräumt bekam. Die im Germanischen unterschiedlich erhaltenen Suffixe wurden also nicht nur innerhalb der einen Sprache von Flexionsklasse zu Flexionsklasse übernommen, um erneut Funktionen zu erfüllen, sondern hier auch von einem Sprachzweig zum anderen.

Aus der Isolierung der Plural-Zeichen ergibt sich, daß die Singular-Formen, was den Numerus angeht, unbezeichnet sind (*Tag*); was im Singular noch an Flexion verblieben ist, sind (relevant) reine Kasuszeichen (*Tag-es*). Der N./A. Sg. ist auch dann als unbezeichnet zu betrachten, wenn er auf *-e* endigt (*Auge*). Vom Indogermanischen bis zum Althochdeutschen(/Mittelhochdeutschen) hatte der N. (Sg./Pl.) ein Suffix, das durch andere Kas./Num.-Suffixe ausgetauscht werden konnte (*han-o*, *han-in*). Im Neuhochdeutschen stellt der N. Sg. eine Grundform (*Tag*) dar (nach Fourquet ein *radical*), an welche die Suffixe angehängt werden (*Tag-e*, *Tag-e-n*). Und auf diese Grundform ist unsere nhd. Matrix aufgebaut – nicht auf eine willkürlich gewählte Kas./Num.-Form wie noch die ahd./mhd. Matrix.

Mit der Aufspaltung von Kasus und Numerus im Neuhochdeutschen habe ich ein Thema berührt, das schon Hotzenköcherle 1962 (S. 326–30) behandelt hat. Während Hotzenköcherle aber mit einer geradlinigen „Entwicklung vom idg. Vielklassensystem zum modernen Einklassensystem“ rechnet, von der „das Deutsche also gut die Hälfte des Weges zurückgelegt“ habe, ergibt sich m. E. ein etwas differenzierteres Bild, das sich nochmals zusammenfassend folgendermaßen skizzieren läßt:

Eine fast-einheitlich idg. Kas./Num.-Flexion wurde aufgrund phonemischer Ereignisse (Initialakzent mit Endungsverfall) durch ein sehr kompliziertes Kas./Num.-System abgelöst. Gleichzeitig mit den Bemühungen,

<sup>9</sup> Dazu vor allem Öhmann; zuletzt 1961/62.



dieses komplizierte germ./ahd. System besser zu rationalisieren, kam es jedoch durch das Fortwirken des Endungsverfalls (Enttonung, Apokope) immer wieder zu neuen Komplikationen. So hat das Deutsche aus dem verbliebenen Material zwei Systeme entwickelt; eines für den Numerus, das weiterhin weitgehend beim Substantiv verblieben ist, aber viele Komplikationen enthält; und eines für den Kasus, das sich in ein sehr kompliziertes syntaktisches Zusammenspiel aufgelöst hat.

Wir verstehen, daß es heute ein Ausländer beim Deutschlernen kaum leichter hat als z. B. der Romane, der sich im 10. Jahrhundert mit dem Pariser Gesprächsbüchlein abmühte.

## *6. Allgemeine Überlegungen*

Wer sich intensiv mit einer Sprache beschäftigt, möchte sich in erster Linie bewußt machen, wie sie als Verständigungsmittel funktioniert; er möchte aber ein so kompliziertes und eigenartiges System nicht einfach als gegebenes Faktum hinnehmen, sondern darüber hinaus nach Möglichkeit aufklären, warum es so beschaffen ist, wie wir es heute vorfinden. Im Zusammenhang mit solchen Versuchen, unsere Gegenwartsprache und ihre Vorgeschichte in Ausschnitten und unter neuen Gesichtspunkten darzustellen, möchte ich noch einige allgemeinere Gesichtspunkte und Vorschläge anbieten; sie können vielleicht ein Beitrag sein zu den wieder sehr offen gewordenen Fragen: Wie sollen wir unser eigenes Fach und seine Aufgaben verstehen und wie sollten wir unseren akademischen Unterricht neu gestalten?

6.1. Dinge, wie ich sie hier skizziert habe und wie sie sich noch genauer darlegen ließen, sind, was die einzelnen Fakten angeht, wahrhaftig nichts Neues; eine große sprachgeschichtliche Tradition hat sie uns unter ihren Gesichtspunkten erarbeitet. Auch auf viele der genannten Zusammenhänge finden sich in der traditionellen Literatur immer wieder einzelne interessante Hinweise. Unsere Handbücher haben es aber zumeist versäumt, die synchronen Systeme und die diachronen Strukturwandlungen vollständig und explizit darzustellen. Erst nach einem langen Studium unermesslich vieler Details (die viele Studenten verständlicherweise verabscheuen oder in denen sie steckenbleiben) ist es möglich, sich – mehr privat – ein ungefähres, selten zu Ende gedachtes Bild von den großen Zusammenhängen zu machen.

6.2. Die verschiedenen Spielarten der internationalen strukturellen Linguistik stellen mit ihren Arbeitsweisen und Terminologien, mit ihrem Sinn für Exaktheit und Systematik, für umfassende Zusammenhänge und grundlegende Unterschiede (Form – Funktion, Relevanz – Redundanz, Synchronie – Diachronie . . .) vorzügliche Arbeitsgeräte dar, deren man sich m. E. kritisch prüfend, aber auch beherzt bedienen sollte. Es wäre ungerecht, diese auf eine möglichst weitreichende Rationalisierung und Mechanisierung hinzielenden Methoden der Oberflächlichkeit zu bezichtigen, weil sie zunächst an einfachen Sachverhalten erarbeitet und erprobt werden müssen.<sup>10</sup> Und die vielen von Strukturalisten gewonnenen Erkenntnisse zum Deutschen sollten wir (vor allem unsere Handbücher) nicht länger unbeachtet lassen.

6.3. Seit de Saussures überspitzter Formulierung glaubte man lange Zeit, Sprachgeschichte und strukturelle Sprachbetrachtung würden sich ausschließen; der Strukturalismus drohe, die Sprachgeschichte – ein Zentrum unseres germanistischen Studiums – zu verdrängen. Im Gegenteil, der strukturalistisch geschärfte Blick kommt auch einem vertieften Studium der Sprachentwicklung zugute; dabei wird allerdings dem Studium einer Veränderung des Studiums verschiedener Zustände vorangehen müssen. So möchte ich auch den Bestrebungen gegenüber, die sich auf ein intensives Erarbeiten heutiger oder altsprachlicher Synchronien einschränken möchten, den bleibenden Wert der historischen Sicht betonen, gerade auch für das Verständnis von Sprachzuständen und deren Relativität.

6.4. Ich habe den Eindruck, daß man bei uns vielfach dazu neigt, die deutsche Sprachgeschichte irgendwo in der Nähe des Gotischen auf der einen Seite und des Mittelhochdeutschen auf der anderen verebben zu lassen, sowohl zum Indogermanischen wie zum Neuhochdeutschen hin. Die Eigenarten, vor allem die Kompliziertheit, unserer Gegenwartssprache und deren, z. T. sehr frühe, vor-gotische Entstehung bleiben vielfach ungeklärt. Wir deutschen Germanisten müssen es allerdings erst wieder lernen, diesen uns allzu selbstverständlichen Gegenstand voll in unsere

<sup>10</sup> Ein Musterbeispiel dafür, wie man mit interessanten Einsichten und dem Bemühen um tieferes Verständnis, aber ohne straffe Methoden in die Irre gehen kann, bietet gerade ein Beitrag aus unserem Themenkreis, Stegmann von Pritzwald 1962. Die meisten der dort gemachten Aussagen müßte man in der vorliegenden Form zurückweisen oder zurechtrücken.

Betrachtung einzuschließen; schon deshalb auch, weil heute Deutsch von mehr Menschen als Fremdsprache gelernt wird als je zuvor. Nachdem man sich jetzt „wissenschaftlich“ nicht nur mit Beziehungen zwischen verschiedenen Sprachen abgibt, sondern auch mit den Verhältnissen innerhalb einer Sprache, hat das Studium unseres Gegenwartsdeutsch eine Chance, wieder „hochschulreif“ zu werden, auch in unserem Lehrbetrieb.

6.5. Wenn man die neueren Hand- und Lehrbücher zum Germanisch-Deutschen betrachtet (etwa die von Krahe, von Kienle, Meid . . .), könnte man glauben, daß die Germanistik, einst *die* führende Sprachwissenschaft, heute bereit sei, das Fach historische Grammatik weitgehend an die Nachbardisziplin abzutreten und die Entwicklung und Verwendung neuer Methoden wiederum anderen zu überlassen. Ich meine dagegen, wir sollten uns die Initiative wenigstens in unserem Bereich zu erhalten suchen. Auf die spezielle Zusammenarbeit mit den Indogermanisten sind wir immer angewiesen; allerdings würden sie uns mit einer modernen Zusammenfassung ihrer vielen neueren Erkenntnisse am meisten helfen – sie wissen nämlich viel mehr, als uns ihre Handbücher verraten.

6.6. Zum praktischen akademischen Unterricht: Die historische Laut- und Formenlehre stellt nur einen Teilbereich des Sprachstudiums dar, allerdings den z. Z. wohl noch am besten beherrschten, mit dem man Grundfragen und Methoden gut demonstrieren kann. In Zukunft wird aber die synchrone Analyse, die sich vor allem auf die Syntax, Semantik, Stilistik, Poetik, Sprachsoziologie und Übersetzungsautomatik konzentrieren könnte, sicher eine größere Rolle spielen. Man wird dann nicht mehr jedem Studenten zumuten können, alle Fakten der gesamten Entwicklung einzeln in sich aufzunehmen und erst dann anfangen, sie zu durchdenken. Die Hochschullehrer, die das Ganze überschauen, können aber auswählen und an exemplarischem Material möglichst früh schon größere Zusammenhänge verdeutlichen, um – u. U. zunächst etwas simplifiziert – springende Punkte klar zu machen. Die vielen Details und Einzelprobleme lassen sich dann von Fall zu Fall mühelos einordnen. Von der Linguistik kann man ja auch lernen, daß es erlaubt und geboten ist, Rangordnungen vom Generellen zum Vereinzelten hin aufzustellen; und unter bestimmten Gesichtspunkten Relevantes und Irrelevantes zu unterscheiden.

## Literatur

- Adrados, Francisco R.: Historische und strukturelle Methode in der indogermanischen Sprachwissenschaft, in: *Kratylos* 10, 1965, S. 131–54.
- Ahlsson, Lars-Erik: Zur Substantivflexion im Thüringischen des 14. und 15. Jahrhunderts, Uppsala 1965.
- Bech, Gunnar: Zur Morphologie der deutschen Substantive, in: *Lingua* 12, 1963, S. 177–89.
- Beeler, M. S.: Remarks on the German noun inflection, in: *Language Learning* 8, 1957/58, S. 39–41.
- Bojunga, Klaudius: Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion, Diss. Leipzig 1890.
- Braune, Wilhelm [bearb. v. E. A. Ebbinghaus]: Abriß der althochdeutschen Grammatik, 12. Aufl. Tübingen 1964.
- ders. [bearb. v. K. Helm, W. Mitzka]: Althochdeutsche Grammatik, 12. Aufl., Tübingen 1967.
- Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1962.
- Curme, O.: A grammar of the German language, 1. Aufl. New York 1922, 2. Aufl. 1964.
- Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik, 9. Aufl. München 1966.
- Fourquet, Jean: Grammaire de l'allemand, Paris 1952.
- Gleason, H. A.: An introduction to descriptive linguistics, 2. Aufl. New York 1961.
- Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen, 1. Aufl. Bern 1952, 4. Aufl., 1965.
- Grebe, Paul [Bearb.]: Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 2. Aufl. Mannheim 1966.
- Gürtler, Hans: Zur Geschichte der deutschen -er-Plurale, besonders im Frühneuhochdeutschen, in: *PBB* 37, 1912, S. 492–543.
- Hjelmlev, Louis: Sproget. En introduktion, Kopenhagen 1963; [übers. v. O. Werner] Die Sprache. Eine Einführung, Darmstadt 1968.
- Hockett, Charles F.: A course in modern linguistics, New York 1958.
- Hoenigswald, Henry M.: Language change and linguistic reconstruction, Chicago 1960.
- Hotzenköcherle, Rudolf: Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Neuhochdeutschen, in: *WW* 12, 1962, S. 321–31.
- Joos, Martin [Hg.]: Readings in linguistics. The development of descriptive linguistics in America since 1925, 2. Aufl. New York 1958.
- Jørgensen, Peter: Tysk grammatik, Bd. I, Kopenhagen 1966.

- Kienle, Richard von: Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen, Tübingen 1960.
- Koekkoek, Byron J.: On the Old High German noun inflection, in: *Studies in Linguistics* 17, 1963, S. 29–34.
- ders.: On the status of Umlaut in standard German morphology, in: *JEGP* 64, 1965, S. 603–09.
- Kufner, Herbert L.: The grammatical structures of English and German. A contrastive sketch, Chicago 1962.
- Lehmann, Winfried P.: Proto-Indo-European phonology, 4. Aufl. Austin/Texas 1964.
- ders.: On earlier stages of the Indo-European nominal inflection, *Lg* 34, 1958, S. 179–202.
- ders.: Historical linguistics. An introduction, New York . . . 1962; demn. [übers. v. R. Freudenberg] Einführung in die historische Sprachwissenschaft.
- Lindgren, Kaj B.: Die Apokope des mhd. *-e* in seinen verschiedenen Funktionen, Helsinki 1953.
- Ljungerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900, Lund/Kopenhagen 1955.
- Molz, Hermann: Die Substantivreflexion seit mittelhochdeutscher Zeit, in: *PBB* 27, 1902, S. 209–342, 31, 1906, S. 277–392.
- Öhmann, Emil: Die Pluralformen auf *-s* in der deutschen Substantivflexion, in: *ZfdA* 91, 1961/62, S. 228–36.
- Schirmunski, V. M. [übers. v. W. Fleischer]: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten, Berlin 1962.
- Schmidt, Johannes: Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra, Weimar 1889.
- Stegmann von Pritzwald, Kurt: Die Pluralumwälzung im Deutschen, in: *DU* 10, H. 4, 1958, S. 75–84; erneut in: H. Moser [Hg.]: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, Darmstadt 1962, S. 89–100.
- Stopp, Hugo und Hugo Moser: Flexionsklassen der mittelhochdeutschen Substantive in synchronischer Sicht, in: *ZdPh* 86, 1967, S. 70–101.
- Winter, Werner [Hg.]: Evidence for laryngeals, Den Haag 1965; darin bes. Polomé, Edgar: The laryngeal theory so far. A critical bibliographical survey, S. 9–78.
- Woronow, A.: Zur Geschichte der Pluralsuffixe der Substantive in der deutschen Sprache (dargestellt nach den Chroniken der deutschen Städte des XIV.–XVI. Jahrhunderts), in: *PBB* (Halle) 88, 1967, S. 395–413.
- Zwicky, Arnold M. Jr.: Umlaut and noun plurals in German, in: *Studia Grammatica* 6, Berlin 1967, S. 35–45. (Dieser einschlägige wichtige Aufsatz ist mir leider erst nach Abschluß des Manuskripts bekannt geworden.)